



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

XIII. Der Weltkrieg und die Revolution. Gespannte politische Lage. - Der Fürstenmord von Serajewo. - Vereitelte Reise nach Straßburg und Lyon. - Berlin in den ersten Kriegswochen. - Die heimische und ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

durch den Admiral Togo in der Seeschlacht bei Tsushima am 27. und 28. Mai 1905 brachte diese ostasiatische, der englischen vergleichbare Seemacht in das Konzert der großen Mächte. Zugleich liegt in dem Ausgange dieses Krieges wieder eine entferntere Wurzel für 1914. Er brachte Rußland an den Rand einer Revolution und gab der Partei, welche durch einen klaren Erfolg auf dem Balkan das Ansehen Rußlands und des Zarismus gegen die drohende Revolution wieder herzustellen vermeinte, das Heft in die Hand, damit dann die Gegnerschaft gegen Österreich und Deutschland.

Meine Sympathien in diesem großen Kampfe waren auf seiten Japans. An einer anderen Stelle habe ich über meine Begegnung mit der russischen Flotte, als sie zu ihrer Vernichtungsfahrt auszog, berichtet.

Ein kleiner, jedoch auch — im Zusammenhange betrachtet — nicht zu vernachlässigender Krieg war inzwischen rasch erledigt worden, der Krieg zwischen der Türkei und Griechenland im Jahre 1897. Die Türken, deren Sache mir die gerechte schien, blieben Sieger. Dieser kurze Krieg war nur ein Vorläufer der großen Balkankriege 1912/13, die mit der Liquidation der europäischen Türkei endeten, aber auch fast direkt in den Weltkrieg von 1914 hinüberführten. Ich gestehe, meine Sympathien den Türken in diesen Kämpfen nicht haben versagen zu können; als es sich aber später um die Bulgaren, Serben und Griechen handelte, wendete sich mein Interesse den letzteren zu. Das neugeborene Fürstentum Albanien habe ich von Anfang an als eine nicht lebensfähige Mißgeburt angesehen. Wenn man sich nicht klar einigen kann und jedem Kontrahenten bei einer Neuschöpfung nachgeben will, dann kommen solche unhaltbaren Dinge zustande.

XIII. Kapitel.

Der Weltkrieg und die Revolution.

Es war mir beschieden, auch noch das Schlimmste zu erleben, was kommen konnte, den Weltkrieg von 1914—1920¹ und seinen für Deutschland so tieftraurigen und schmachvollen Ausgang. Die poli-

¹ Obwohl die Waffen gegen Deutschland seit Ende des Jahres 1918 ruhten kann doch als Endjahr des Krieges erst 1920 bezeichnet werden, da im Januar dieses Jahres der Friede unterzeichnet wurde.

tische Spannung, die etwa seit dem Jahre 1910 immer fühlbarer wurde, war mir nicht entgangen. Es war auffallend, daß jeder geringfügige Zwischenfall bei unseren westlichen Nachbarn sofort die größte Empfindlichkeit auslöste, obgleich ich persönlich bei meiner wiederholten Anwesenheit in Frankreich, wie ich in meinen Reiseerlebnissen bereits mitgeteilt habe, darunter nicht gelitten habe. Wir deutschen Mitglieder der Internationalen Assoziation der Akademien bemerkten auch sehr wohl bei unseren Zusammenkünften in Paris, London und St. Petersburg die größere Annäherung der Franzosen, Russen und Engländer untereinander, während mit uns der Verkehr über den Rahmen der Höflichkeit kaum hinausging. Im Jahre 1909, als Graf Aehrenthal die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in Österreich-Ungarn aussprach, war offenbar Rußland noch nicht genügend vorbereitet, sonst wäre es damals schon zum Kriege gekommen. Der feste Wille Deutschlands, Österreich die Bündnistreue zu halten, konnte noch den Weltkrieg verhüten, während er 1914 ihn entfachte; da war Rußland gerüstet!

Als am 28. Juni 1914 die Entsetzen erregende Kunde von dem Doppelmorde in Serajewo nach Berlin kam, hatte ich das bestimmte Vorgefühl, daß diese grausige Tat zum Kriege führen werde, wenigstens zum Kriege zwischen Rußland, Serbien und Frankreich einerseits und Österreich-Ungarn im Bunde mit Deutschland andererseits. Ich sagte mir, Österreich-Ungarn müsse diesen Mord von Serbien schwer sühnen lassen, da werde Rußland, von dessen Rüstungen der „Krieg in Sicht-Artikel“ der Kölnischen Zeitung schon Kunde gebracht hatte, Einspruch erheben, Österreich werde bei seinen Forderungen beharren müssen, wir würden ihm Bündnistreue halten, Frankreich sei durch sein Bündnis mit Rußland verpflichtet, das Schwert zu ziehen, halte auch den günstigen Augenblick für gekommen, Elsaß-Lothringen wiederzugewinnen, da wir nun den Zweifrontenkrieg führen müßten und werde deshalb keinen Augenblick zögern, loszuschlagen. Ich dachte damals nicht daran, daß England aktiv eingreifen und dadurch den Krieg zu einem Weltkriege machen würde, wie er es eben durch Englands Eingreifen und nur durch dieses geworden ist. Ich komme hierauf zurück, wenn ich am Schlusse noch einmal die Ursachen dieses Krieges, so wie sie sich mir darstellen, bespreche.

Während der zunächst folgenden Verhandlungen wurde die Spannung immer größer und als Kaiser Wilhelm II. am 1. August 1914 die Kriegserklärung an Rußland aussprach, empfand man ein Gefühl der Befreiung, wie es der erste Donnerschlag nach lange drückender Gewitterschwüle auslöst. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand in Deutschland, am wenigsten Kaiser Wilhelm II. selbst, den Krieg gewünscht hat; eine Ankündigung der definitiven Beilegung der Streitfrage würde, neben dem befreienden Gefühl der Lösung, auch noch eine freudige Stimmung gebracht haben. Wir Alle in Deutschland waren damals auch sicherlich der Meinung des Kaisers, es handle sich nur um einen Verteidigungskrieg zur Erhaltung des Bestandes unseres österreichisch-ungarischen Bundesbruders und unserer Interessen im nahen Orient, sowie um die Erhaltung dessen, was wir zur Schaffung des Deutschen Reiches seit 1864 gewonnen hatten. Kaiser Wilhelm hatte es bei seiner Kriegserklärung ohne Hintergedanken ausgesprochen, daß wir keinen Eroberungskrieg führen wollten und würden; ganz Deutschland stimmte ihm bei. So war denn die Stimmung bei uns im Gefühl einer gerechten Sache, ungeachtet des anfänglichen Vordringens der Russen in Ostpreußen, eine gehobene und zuversichtliche, die auch nicht schwand, als die Engländer, Portugiesen und Japaner uns den Krieg erklärten und Montenegro zu den Waffen griff. Fast jede Woche konnten wir die Fahnen als Verkünder eines Erfolges in den Straßen Berlins begrüßen. Das war so 1914 und auch noch 1915.

Obwohl in der Vorahnung stehend, daß nach den Ereignissen in Serajewo der Krieg unvermeidlich sei, glaubte ich ihn doch nicht so nahe bevorstehend und plante noch, wie S. 156 erwähnt, eine Reise nach Straßburg im Elsaß, um dort meinen Freund, den Anatomen Schwalbe, zum 70. Geburtstage zu beglückwünschen, und von da nach Lyon zur gleichen Beglückwünschung des dortigen Professors Renaut. Von da wollte ich durch die Schweiz und Tirol nach Badgastein zur Wiederholung der von mir seit einigen Jahren mit bestem Erfolge unternommenen Badekuren. Da sagte mir am 31. Juli mein Schwiegersohn, Oberstleutnant v. Bonin, es sei Kriegsbereitschaft befohlen, dem folge dann alsbald die Mobilisierung des Heeres, eine Reise nach Straßburg und Lyon verbiete sich damit. Vielleicht wäre ich ohne diese rechtzeitige Warnung in Frankreich interniert worden. Wir hatten uns 1914 von Deutschland aus in Lyon noch an

einer Ausstellung beteiligt, ich gehörte dem Ausstellungskomitee an und wir hatten mehrere Sitzungen in der französischen Botschaft unter Beteiligung des Botschafters Herrn Cambon abgehalten; gern waren wir der von der Stadt Lyon an uns ergangenen Aufforderung gefolgt. So war ich auch zu dem Plane gekommen, Lyon aufzusuchen und wählte absichtlich die Zeit, die es mir möglich machte, zugleich meine mir lieben und werten Kollegen Schwalbe und Renaut zu deren Festen begrüßen zu können.

Was das Treiben der Bevölkerung Berlins und dessen Straßenbild anlangt, so hielt es sich von allen lärmenden und übertriebenen Kundgebungen fern. Gewöhnlich sah man größere Ansammlungen von Leuten mit lebhafterer Unterhaltung auf dem Potsdamer Platz und Unter den Linden. Die an mehreren Stellen öffentlich angeschlagenen Verlustlisten sorgten schon dafür, daß, ungeachtet der anfänglichen Erfolge, die Stimmung eine ernste blieb. Unsere politische Presse wie unsere Witzblätter hielten sich von beleidigenden und unflätigen Äußerungen über unsere Gegner fern, was bei diesen in bezug auf Deutschland nicht der Fall war. Mögen ein Gedicht ernsten und ein Verschen launigen Inhalts hier zur Erinnerung Platz finden, die mir besonders gefallen haben. Sie zeigen, daß sowohl der Ernst des Krieges zum Bewußtsein kam mit voller Opferbereitschaft, daß aber auch der Frohmuth nicht verloren ging. Beide Gedichte, so will ich auch die heiteren Zeilen bezeichnen, mögen als Stimmungsbild der ersten Kriegstage dienen. Das schöne Gedicht ernsten Inhalts gilt dem Abschied eines jungen Offiziers von seiner Gattin. Ein einfaches Bild, das in dem Druckblatt dazu gegeben war, veranschaulicht die Szene. Man blickt auf dem Bilde in einen Hof, vor dem Tor hält der Offiziersbursche das Pferd, der Offizier steht im Hofe und blickt zu seiner Frau auf der Freitreppe des Hauses hin, ihr folgende Abschiedsworte zurufend:

Der Morgen küßt die Erde,
Im Grase blitzt der Tau;
Es scharren unsre Pferde:
Ade, geliebte Frau!
Wohl gibts ein heißes Wandern;
Zeig' mir ein stolz Gesicht;
Und weinen alle Andern —
Du nicht!

Dein Bild soll durch die Schlachten
Begleiten meinen Ritt,
Ich will mir's noch betrachten,
Wenn ich vom Sattel glitt.
 Noch in den Schlaf ein Treuer
 In seinen Traum es nimmt,
 Wenn schon das Lagerfeuer
 Verglimmt.

Und deckt mich wo der Rasen,
Wo nimmer geht dein Fuß,
Die schweren Reiter blasen
Heimkehrend meinen Gruß.
 Hat mich die Schlacht genommen,
 So denk: ihn rief die Pflicht.
 Als Sieger will ich kommen,
 Sonst nicht!

Die heiteren Wortreime beziehen sich auf den Fall von Lüttich, welches bekanntlich von dem General v. Emmich genommen wurde:

Der Kaiser sprach zu Emmich
Du, Emmich, nimm mich Lüttich!
Da sagt der Herr v. Emmich:
Das nimm ich!

Leider habe ich es versäumt, mir die Quellen zu merken, aus denen beide Gedichte entnommen sind.

Nach dem gewaltigen Erfolge Hindenburgs bei Tannenberg und nach unserem raschen Siegeslaufe durch Belgien und der Besitzergreifung Nordfrankreichs änderte sich, ungeachtet des Stillstandes in unseren Operationen nach der Marneschlacht, bei Manchen, namentlich in den Kreisen der alldeutschen Parteien und beim Militär, die Stimmung und ließ Wünsche nach Erweiterung unseres Kolonialbesitzes und vor allem nach Erwerb von Teilen Belgiens und Nordfrankreichs aufkommen. Insbesondere waren es die flandrische Küste mit Antwerpen sowie die Erzlager von Briey und Longwy in Französisch Lothringen, auf die man Anspruch erheben zu sollen meinte. In der Presse der alldeutschen Parteien und in Flugschriften wurden

bald die Stimmen laut, die dafür eintraten. Und als die Russen mehr und mehr zurückgewiesen wurden, kamen auch die Gelüste nach Erwerbungen an der russischen Ostseeküste auf. Selbst, wie bemerkt, der Verlust des Marnegebietes in den Septembertagen 1914, ferner der Abfall Italiens und Rumäniens, die vergeblichen Anstrengungen vor Verdun, die uns so viele Opfer kosteten, ließen diese Annexionsbestrebungen nicht zur Ruhe kommen. Hatten wir doch bis zuletzt immer noch wieder erfreuliche Erfolge zu verzeichnen, so den Zusammenbruch Rußlands, die schnelle und gründliche Erledigung Rumäniens, als es uns den Krieg erklärt hatte, den raschen Siegeslauf an der Piave in Italien und noch im Frühjahr 1918 den Vorstoß bis zur Eroberung des Kesselberges, allerdings die letzte erfreuliche Nachricht, die uns wurde.

Ich habe mich niemals mit diesen Annexionsbestrebungen befreunden können. Zu deutlich haben wir es selbst erfahren, wie schwierig es ist, sich fremde Völkerschaften zu assimilieren, wenn diese bereits geordnete staatliche Einrichtungen und eine Kultur hatten, die der des in Besitz nehmenden Volkes ganz oder nahezu gleich war. Ich brauche nur an unsere polnischen Erwerbungen, an Nordschleswig, soweit es von Dänen bewohnt ist und an Elsaß-Lothringen zu erinnern. Selbst bei weniger kultivierten Stämmen ist es jetzt, wo der Weltverkehr immer mehr zunimmt, schwierig, zu kolonisieren. Hätten wir selbst entschieden gesiegt und einen Teil Belgiens in Besitz genommen, wir hätten uns damit einen neuen unversöhnlichen Feind im eigenen Grenzgebiet geschaffen, den schlimmsten von allen. Ich kenne die Belgier; das Urteil Caesars besteht, wie die Ereignisse dieses Krieges erwiesen haben, noch heute zu Recht.

Meine Meinung über unsere Kriegsziele und die Annexionen habe ich im Herbst 1915 auf Wunsch der Frau Selenka, Witwe des Münchener Zoologen Emil Selenka, ihr in einem ausführlichen Briefe mitgeteilt. Frau Selenka war im Begriffe, sich über Holland nach den Vereinigten Staaten zu begeben und wünschte meinen Brief dort in den ihr bekannten Kreisen mitzuteilen. Es werde, wie sie meinte, in beiden Ländern vielleicht von guter Wirkung sein, auch einmal eine gegen Annexionen gerichtete Stimme zur Kenntnis zu bringen. Sie schrieb mir von Holland und von New York, daß der Brief dort in ihren Bekanntenkreisen gut aufgenommen sei und man ihr es nahe-

gelegt habe, ihn zu veröffentlichen. Ich schrieb zurück, daß ich meinerseits die Veröffentlichung gestatte, zuvor jedoch die Genehmigung unseres Auswärtigen Amtes einholen müsse. Ich legte dort Abschrift des Briefes vor; man teilte mir jedoch am anderen Tage mit, daß man die Veröffentlichung, zumal in einer ausländischen Zeitung, zur Zeit nicht für tunlich erachte. Meine Abschrift wurde im Amte zurückbehalten, die Veröffentlichung unterblieb. Zur Kennzeichnung meiner Auffassung der Sachlage mögen die Stellen des Briefes, auf die es ankommt, hier mitgeteilt werden. Ich bin noch heute der Meinung, damit im wesentlichen das Richtige getroffen zu haben und zugleich dargetan zu haben, daß Deutschland für eine gerechte Sache kämpfte und den Kampf nicht vermeiden konnte. Hatten England und Frankreich, hatte noch jüngst Italien ihrer Zeit sich aus den einzelnen Staaten gleicher oder verwandter Nationen zu einem Einheitsstaate zusammengeschmiedet, warum sollte dies von Deutschland nicht geduldet werden? Hatte Frankreich, die Zeiten unserer tiefsten Ohnmacht benutzend, das deutsche Elsaß genommen, war es dann Unrecht, es wieder zu nehmen, nachdem wir in einem von Frankreich provozierten Kriege Sieger geblieben waren? Sollten wir nicht unsere Marine, unseren Handel und unsere Industrie nach Kräften sich frei entwickeln lassen, wie es England getan hatte und wie es jedem Volke frei steht? Das waren die Empfindungen, die jedes Deutschen Brust beseelten, als am 1. August 1914 die Würfel fielen. — Aus diesem Empfinden heraus schrieb ich damals:

„Sie fragen mich, geehrte Frau, in Ihrem letzten Briefe nach meiner Ansicht über Deutschlands Kriegsziele, eine sehr naheliegende Frage, die heuer wohl Jedermann, bei Freund wie bei Feind, sich vorlegt. Ich habe diesen furchtbaren Krieg seit seinem Beginn im August 1914 durchaus mit dem Siebenjährigen Kriege verglichen. Noch vor 4 Wochen in der Festsitzung unserer Akademie der Wissenschaften zum Gedächtnisse Leibnizens habe ich in einer einleitenden Ansprache diese Ansicht öffentlich kundgegeben.

„Im Siebenjährigen Kriege mußte Friedrich der Große gegen eine sehr bedeutende feindliche Übermacht — es ist damals ungefähr dasselbe Verhältnis der beiden streitenden Parteien gewesen, wie im gegenwärtigen Kriege — dasjenige behaupten, was er in den schlesischen Kriegen errungen hatte.

„Das Kriegsziel seiner Gegner war, das ihnen zu mächtig gewordene Preußen wieder auf den Stand seiner Markgrafschaft Brandenburg herabzudrücken. Ein hartes siebenjähriges Ringen zeigte, daß der König von Preußen stark genug war, das zu behaupten, was er vor dem Kriege besaß. Der Friede wurde geschlossen; es gab keinen Sieger und keinen Besiegten. Aber Friedrich der Große ging mit Ehren aus dem Kampfe hervor und es folgte ein langer Friede, dem nur ein von Frankreich erfolgender Anstoß, die französische Revolution, ein Ende machte. Besser wäre es gewesen, Frankreich sich damals selbst zu überlassen.

„Mir erscheint der jetzige Krieg als ein vollkommener Parallellfall zum Siebenjährigen Kriege. Seit dem Jahre 1864 haben Deutschland und Preußen gewonnen: 1. ihre Einigkeit zum geschlossenen Deutschen Reiche mit einem Deutschen Kaiser an der Spitze; das ist eine für Deutschlands Weltstellung kaum hoch genug zu schätzende Tatsache, 2. den vollen Besitz von Schleswig-Holstein, 3. den Besitz von Elsaß-Lothringen, 4. die Stärkung Preußens durch die Einverleibung von Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main; dadurch konnte Preußen seine Vormachtstellung im neuen Deutschen Reiche halten und dadurch das Reich selbst stärken, 5. einen beträchtlichen Kolonialbesitz, 6. eine ansehnliche Seemacht. Dies alles zusammen ist sicherlich etwas Großes und Hochbedeutendes.

„Wie vor hundertfünfzig Jahren die mit Österreich-Ungarn verbündeten Staaten gegen Friedrich II., so vereinigten sich seit etwa 10 Jahren als „Entente“ die alten europäischen Großmächte: England, Frankreich und Rußland, gegen das emporgewachsene neue Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich-Ungarn. Das gemeinsame Hauptziel der Entente-Mächte ist, wie es von deren leitenden Staatsmännern ja unverblümt ausgesprochen wird, die Zurückdrückung des Deutschen Reiches auf den Stand vor 1866 und, wenn möglich, noch weiter, namentlich die Schwächung seiner militärischen Kräfte. Dabei hat freilich noch jede der drei genannten Entente-Mächte ihr besonderes Ziel. Rußland: die Dardanellen, Konstantinopel und Türkisch-Armenien; Frankreich: Elsaß-Lothringen (als bescheidenste Forderung); England: die deutschen Kolonien und die Zurückdrängung der deutschen Marine- und Handelsstellung. Ich habe hier von Serbien, Montenegro und Italien abge-

sehen, wie ich auch die Berechtigungsfrage nicht diskutiere. Nur so viel möchte ich sagen, daß, meiner Meinung nach, den Forderungen Englands nicht ein Schatten von Berechtigung innewohnt, denn jedem Lande muß das uneingeschränkte Recht zugesprochen werden, Kolonialbesitz zu erwerben, seine militärischen, Industrie- und Handelskräfte zu entwickeln, so weit es ihm gut erscheint. Hat sich England jemals darin einen Einspruch gefallen lassen?

„Bei dieser, wie ich glaube, richtig dargestellten Lage der Dinge war mir bei Beginn des Krieges klar, daß, wenn wir aus diesem Kriege hervorgingen mit der völligen Behauptung alles dessen, was wir vor dem Kriege hatten, einschließlich insbesondere unserer gesamten Kolonien und unserer Seestellung, auch ohne irgendeinen Zuwachs an Land und Geld, daß wir dann unser Kriegsziel erreicht hätten. Denn wir hatten ja zu Beginn des Krieges, wie es auch unser Kaiser klar ausgesprochen hat, nichts anderes im Auge, als uns völlig intakt zu behaupten. Schließen wir also einen Frieden genau so wie Friedrich der Große, dann gehen wir ebenso ehrenvoll aus diesem gigantischen Streite hervor, wie dieser große Fürst aus dem seinigen.“

So schrieb und dachte ich ein Jahr nach Beginn des Krieges im Herbst 1915; ich habe meine Meinung nicht geändert.

Ich gedenke hier noch weiter der vorhin schon gestreiften Tatsache, daß unsere Gegner in ihrer Presse und durch Flugblätter nicht nur, sondern auch in ihren Parlamenten und selbst von den Ministertischen aus sich in Schmähungen Deutschlands, seines Kaisers und seines Volkes ergingen, die in den Witzblättern sich bis zum unflätigsten Schmutz steigerten. Wir sind im Besitze einer ganzen Sammlung dieser Dinge; es wird am Verhalten unserer bisherigen Gegner liegen, sie uns vergessen und vernichten zu lassen. Dazu kam die unglaubliche und heuchlerische Anmaßung, die namentlich von den Ministertischen, insbesondere Englands, aus der Welt ständig vorgepredigt wurde, daß sie, unsere Feinde, den Krieg nur im Interesse der Gerechtigkeit, der Freiheit der Völker und der Zivilisation unternommen hätten und führten. Welche Völker haben wir denn in Fesseln geschlagen, ungerechter behandelt, als andere Staaten die ihrigen, und bedroht? Wenn man uns die polnischen Besitzungen nennt, so frage ich, weshalb man diese denn Rußland so weit verzieh, daß man sogar mit

ihm ein Bündnis einging und daß, hätten wir im Kriege nicht Rußland besiegt und hätte dieses, wie man hoffte, gleich 1914 seine Dampfwalze über Berlin rollen lassen können, dieses Land noch heute nicht nur im Besitze Kongreßpolens, sondern wahrscheinlich des ganzen ehemaligen Königreichs Polen sein würde, und kein englischer Minister würde von Vergewaltigung gesprochen haben. Und England? Was sagt es, um nur wenige Dinge zu nennen, zu Irland, was zu Ägypten, was zum Burenlande? Und Frankreich? Was sagt es zu Marokko und Madagaskar, doch ihrer Zeit selbständige und ordnungsmäßig regierte Staaten? Und Italien? Da brauche ich nur an die Kolonie Erythräa und Tripolis zu erinnern. Jedenfalls, so viel kann mit Sicherheit behauptet werden, haben unsere Gegner nicht weniger auf dem Kerbholze als wir. Es liegt mir fern, alle Maßnahmen zu verteidigen, die wir, um unsere polnischen Provinzen zu germanisieren, ergriffen haben; insbesondere das Enteignungsgesetz muß auf das schärfste verurteilt werden; aber in dem Verfahren, welches unter anderem England in Irland und bis in die neueste Zeit hinein in Ägypten eingeschlagen hat, lassen sich ganz ähnlich harte Maßnahmen nachweisen.

Kurz, diese immer wiederholten ungerechten Anklagen und Beschimpfungen unserer Gegner brachten als natürliche Folge eine Erbitterung auf unserer Seite zu Wege. In Frankreich namentlich, wie auch in Rußland, tat mit wenigen Ausnahmen die Presse das ihrige, nicht nur zu verleumden und zu schmähen, sondern auch geradezu den Haß der heimischen Bevölkerung gegen die Deutschen zu schüren. Dazu kam, daß in Belgien nach unserem Einrücken die bürgerliche und ländliche Bevölkerung sich manchen blutigen Racheakt, selbst von seiten der Frauen, gegen unsere Soldaten zu Schulden kommen ließ. Da natürlich harte Strafen von unserer Seite nicht ausblieben, aber doch wieder nur Strafakte, wie sie in jedem Kriege von allen Völkern gegen hinterrücks verübte Angriffe auf ihre einrückenden Truppen stets verhängt worden sind, so wurde der Haß bei der gegnerischen Landbevölkerung noch verschärft und bei unseren Truppen naturgemäß auch entfacht. Und so steigerte sich die gegenseitige feindselige Erregung von Tag zu Tag. Ich habe, wie in dem vorhergehenden Kapitel beschrieben ist, den Verlauf vieler Kriege, teils als persönlich Beteiligter, teils als zwar ferner stehender, aber

doch sorgfältiger Beobachter erlebt, in keinem aber ist eine solche Fülle von Haß zwischen den einander bekämpfenden Völkern zu Tage getreten, wie in dem eben ausgetragenen Weltkriege. Der Haß erzeugte nun seinerseits auch Verleumdungen bezüglich begangener Grausamkeiten aller Art, die sowohl wir als von seiten unserer Feinde sicher begangen ohne weiteres annahmen, wie diese noch viel mehr von uns. Und nicht nur die weniger Gebildeten glaubten solche Kriegsmärchen, wie ich sie nennen will, sondern selbst Leute, von denen man annehmen durfte, daß sie sich ein klareres und ruhigeres Urteil bewahrt hätten. Es war fast über die ganze Welt das gekommen, was man als „Kriegspsychose“ bezeichnet hat.

Um nur einige selbsterlebte Beispiele zu berichten, erzähle ich von kriegspsychotischen Verirrungen auf deutscher Seite. So las ich selbst den Brief einer Pastorenfrau aus Ostpreußen, die einer Freundin von ihren Kriegererlebnissen während der Besetzung eines Teiles der Provinz durch die Russen berichtete. Darin hieß es, ihr Mann, der Pastor, habe, als die Russen sich näherten, beschlossen, obwohl man ihm dringend geraten hatte, sich und die Seinigen in Sicherheit zu bringen, in seiner Gemeinde auszuharren. Da sei ihm aber die Nachricht zugekommen, die Russen hätten in einem Nachbardorfe nicht nur aufs ärgste geplündert, sondern auch den Pfarrer des Orts mit gebundenen Händen an einem Baume aufgehängt und unter seinen über dem Boden schwebenden Füßen ein Feuer angezündet. Da sei denn ihr Mann mit seiner Familie geflohen. Ich habe mich genauer erkundigt; an dieser feurigen Bastonnade ist kein wahres Wort. Viele Fälle von Verwüstungen und unnötigen Härten, die die Russen in Ostpreußen verübt haben, sind ja sicher konstatiert, der erzählte Fall war aber ein Produkt der Kriegspsychose. Wahr ist aber ein anderer Fall unnötiger, oder, ich will lieber sagen, übereilter Kriegsjustiz: Glockenzeichen zu geben, war begreiflicherweise von den Russen verboten worden. Da stirbt in einem Dorfe, welches hart an der russischerseits besetzten Zone lag, die Frau eines Landmannes. Es ist üblich, durch ein Sterbegeläut dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und zugleich der Gemeinde den Tod eines Insassen anzuzeigen. Der Mann der Verstorbenen geht zum Pfarrer, zeigt den Tod an und bittet um das Geläut. Der Pfarrer macht ihn darauf aufmerksam, daß dies falsch beurteilt werden könne, da die Russen in der Nähe seien, fügt

sich aber schließlich den inständigen Bitten des Mannes und ordnet ein kurzes Geläut an. Bald erscheint eine russische Patrouille aus der Nachbarschaft, der Pfarrer wird festgenommen und, ungeachtet der von ihm gegebenen Aufklärung, der man nicht glaubt, kriegsrechtlich erschossen.

Viel geglaubt wurden Erzählungen von abgeschnittenen Nasen und Ohren sowie von ausgestochenen Augen, denen man mehrfach in der Presse begegnen konnte, oder die von Mund zu Mund weitergegeben wurden. So berichtete man mir eines Tages, der ich immer Zweifel bei solchen Erzählungen geäußert hatte, daß ganz sicher in einem belgischen Kloster mehrere deutsche Verwundete lägen — es wurde sogar eine bestimmte Zahl genannt —, denen man die Augen ausgestochen habe. Ich schrieb sofort an die Oberin des Klosters und bat um Auskunft. Sie wurde mir umgehend gewährt: im Kloster war bisher kein einziger Fall der Art eingeliefert worden! Noch ein selbsterlebter Fall von Nasenabschneiden sei erwähnt, der eines gewissen Humors nicht entbehrt. Ich ging eines Abends im Spätherbst 1914 durch die Lützowstraße in Berlin am Elisabethkrankenhaus vorbei. Da hörte ich, wie eine aus dem Krankenhaus kommende Frau zu einer anderen sagte: „Die Leute wollen's nicht glauben, aber da im Krankenhaus liegt ein Verwundeter, dem sie die Nase abgeschnitten haben.“ Sie meinte natürlich, unsere Feinde hätten das getan, das ging deutlich aus ihrer Entrüstung und aus dem, was sie noch weiter sagte, hervor. Ich trat sofort in das Krankenhaus ein, fragte nach dem behandelnden Arzt, der mich kannte und alsbald zur Stelle war. Ich fragte, ob das wahr sei, daß ein Verwundeter mit abgeschnittener Nase im Krankenhaus sei? „Jawohl,“ sagte er, „aber ich selbst habe sie ihm abgeschnitten!“ —

Nun glaube man nicht, daß nur bei uns legendarische Kriegsgreuel entstanden und geglaubt worden sind; ich habe mir eine französische Broschüre gekauft, die eigens herausgegeben worden war und eine ganze Menge von Grausamkeiten der Art enthielt, die von deutschen Soldaten in Frankreich verübt sein sollten. Bei sehr vielen war für jeden Unbefangenen und kritisch Denkenden ohne weiteres klar, daß es sich um Erzeugnisse der Kriegspsychose oder wenigstens um Übertreibungen an sich unbedeutender oder doch durch vollkommen berechnete Kriegsmaßregeln erklärte Vorkommnisse handelte, wie sie

jede Truppe, sei es eine englische, französische oder irgendeine andere, in Feindesland für zulässig, ja notwendig erachtet hätte. Angesichts aller dieser Erfahrungen und der Steigerungen des Völkerhasses, die durch die Verbreitung ungeprüfter Erzählungen seitens der Presse oder von Mund zu Mund hervorgerufen werden mußten, entschloß ich mich bereits in der ersten Zeit des Krieges zu einer Veröffentlichung in der Zeitschrift „Nord und Süd“¹ unter der Bezeichnung „Frieden im Kriege“, worin ich diesen Dingen, warnend vor der unnötigen Steigerung des Völkerhasses, entgegentrat.

Als die von mir beabsichtigte Fahrt nach Straßburg im Elsaß, Lyon und Badgastein durch den frühen Ausbruch des Krieges vereitelt wurde, begab ich mich in Begleitung meiner älteren Tochter nach Bad Nenndorf am Deister bei Hannover. Dort nahmen wir Abschied von meinem jüngeren Sohne, der als Marineoffizier zur Übernahme einer Matrosenabteilung nach Flandern kommandiert war und auf der Reise dorthin die Bahnstrecke Hannover-Hameln benutzte. Er nahm in Flandern an der Eroberung Antwerpens teil und wurde darauf bei Lombartzyde schwer verwundet. So sah ich ihn dann in der Heimat wieder. Geheilt ging er auf den flandrischen Kriegsschauplatz zurück zum Stabe des Admirals v. Schröder und wurde später im Reichs-Marineamt, wo er bereits früher im Dienst gewesen war, bis fast zur Beendigung des Krieges verwendet. Kurz vor Ausbruch der Revolution wurde er zum Kommandanten des Linienschiffes „Schlesien“ ernannt. Die in dieser Stellung erlebten Ereignisse, die ein klares Bild von dem Verlaufe der revolutionären Vorgänge bei unserer Marine geben, hat er selbst jüngst in einer kurzen Schrift² dargestellt.

Während meines Aufenthaltes in Bad Nenndorf gelangte die Aufforderung an die deutschen Ärzte, sich in den Sanitätsdienst zu stellen. Ich verließ sofort Nenndorf und stellte mich in Berlin zur Verfügung, insbesondere zur Führung von Lazarettzügen. Da aber jüngere Kräfte genügend vorhanden waren, blieb es bei meinem guten Willen. Ich fand jedoch bald erwünschte Tätigkeit durch topographisch-anatomische Lehrkurse für Ärzte mit besonderer Berück-

¹ Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift, herausgegeben von Ludwig Stein. 39. Jahrgang, Novemberheft 1914.

² von Waldeyer-Hartz, Fregattenkapitän: „An Bord des Kriegsschiffes Schlesien bei Ausbruch der Revolution.“ Berlin 1918, Verlag von Zillesen.

sichtigung der Kriegschirurgie, sowie derartige Übungskurse für ältere Studierende, die zum baldigen Ausrücken in den Feldsanitätsdienst bestimmt waren.

In meine Familie griff der Krieg, da meine beiden Söhne und beide Schwiegersöhne im Militärdienste standen, sehr fühlbar ein. Ich erwähnte bereits die Kriegstätigkeit meines jüngeren Sohnes. Mein älterer Sohn war bei Ausbruch des Krieges als Oberstleutnant Kommandeur eines in Danzig garnisonierenden Feldartillerie-Regiments, machte unter Hindenburg den Feldzug gegen die Russen in Ostpreußen mit und blieb auch später in Rußland bis zu dessen Zusammenbruch. Dann fand er dienstliche Verwendung in Frankreich mit dem besonderen Auftrage, eine feste Stellung vor Verdun auszubauen. Infolge einer Erkrankung trat er im letzten Kriegsjahre in eine Dispositionsstelle in seiner früheren Garnisonstadt zurück. Der Gatte meiner älteren Tochter, Oberstleutnant v. Bonin, zu Beginn des Krieges im 5. Garderegiment in Spandau, rückte als Bataillonskommandeur mit in Belgien ein und besetzte Namur. Von dort wurde er noch im ersten Kriegsjahre in gleicher Eigenschaft nach Rußland versetzt; dort wurde er zweimal schwer verwundet, beide Male aber vollkommen wieder hergestellt, so daß er, unter Ernennung zum Regimentskommandeur, im aktiven Dienst verbleiben konnte. Nach Beendigung des Krieges mit Rußland kam er nach Frankreich und fiel dort am 21. März 1918 beim Beginn der letzten für unser Heer so ruhmvoll verlaufenen großen Offensive bei St. Quentin; er ruht in französischer Erde. — Der Gatte meiner jüngeren Tochter, Dr. O. Tilmann, war zu Beginn des Krieges ordentlicher Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses „Zur Lindenburg“ in Köln. Er kam von da als Generalarzt und beratender Armeechirurg zuerst nach Metz, dann bald darauf zur Armee des Generals v. Woyrsch nach Rußland, wo er bis zur Auflösung dieses Armeeverbandes verblieb. Dann übernahm er die Behandlung der zahlreich im „Lindenburg-Krankenhaus“ untergebrachten Verwundeten. Auch meine Neffen, Söhne meiner beiden Brüder, standen sämtlich im Felde, teils als Ärzte, teils als Offiziere, teils als Musketiere. Einer der letzteren, Friedrich Waldeyer, Sohn meines jüngeren Bruders, verheiratet und Vater zweier Kinder, ein mir besonders lieber Verwandter, fand auch den Tod vor dem Feinde. So habe ich, wenn

zwar in diesem Kriege nicht mehr im Felde tätig, doch in Sorge und Trauer ihm, wie fast alle meine deutschen Landsleute, meinen Tribut reichlich zollen müssen. Und wie Vielen hat er noch weit Schwereres auferlegt! —

In den beiden ersten Kriegsjahren verspürte man in der deutschen Heimat noch keinen Mangel; es war noch reichlich alles Gewohnte vorhanden, wenn auch die Preise nach und nach, jedoch nur langsam, sich hoben. Im Winter 1916/17 begann aber die Zeit der Entbehrenungen an allem, was zum Leben notwendig war: Feuerungsmaterial, Bekleidungsstoffe, Lebensmittel stiegen erheblich im Preise und die Zwangswirtschaft setzte ein.

Mit dem Weltkriege hängen die Revolutionen zusammen; sie sind überall bei den besiegten Nationen gekommen. Hätten wir gesiegt oder auch nur einen von der bisherigen monarchischen Regierung eingeleiteten, einigermaßen annehmbaren Frieden errungen, so wäre sie sicherlich in Deutschland nicht gekommen.

Eines der bemerkenswertesten Ereignisse der Nacht vom 8. zum 9. November 1918 war die gewaltsame Besitznahme der Königlichen Bibliothek nebst dem damit zusammenhängenden Gebäude der Akademie der Wissenschaften Unter den Linden. In der hier angesammelten Menge entstand plötzlich der Ruf, es sei aus den Fenstern des Bibliotheks- und Akademiegebäudes auf das unten angesammelte Volk geschossen worden. Gleich hieß es weiter, es seien Offiziere darin versteckt, die eine Gegenrevolution einleiten wollten. Die Menge, meist aus Mobgesellen und rauflustigen jungen Burschen bestehend, zerschlug unter Anwendung rohester Gewalt die schöne bronzene Eingangstür zur Akademie und drang ein. Alle Zimmer wurden durchsucht, Schränke erbrochen, Türen eingeschlagen, Möbel beschädigt und verschiedene Sachen mitgenommen. Man suchte nach den angeblich in den Gebäuden versteckten Militärpersonen, natürlich ohne irgendeine solche zu finden, denn die Dienerschaft, welche in den Gebäuden wohnte, hatte diese vorschriftsmäßig sorgfältig verschlossen. Ich befand mich noch spät am Nachmittage des 8. November in dem Gebäude der Akademie und mußte mir von einem der Diener die Türen wieder öffnen lassen; es befand sich außer der Dienerschaft Niemand in dem Gebäude. Es ist auf das Bestimmteste erwiesen, daß keine Militärperson in den beiden Gebäuden anwesend

war und ebenso ist erwiesen, daß kein Schuß aus den betreffenden Fenstern oder sonstigen Straßenöffnungen des Bibliotheks- und Akademiegebäudes abgegeben worden ist. Wahrscheinlich hat Jemand aus der vor den Gebäuden angesammelten Menge leichtsinnig oder in provokatorischer Absicht, um eine Gelegenheit zum Plündern herbeizuführen, oder auch nur aus Unvorsichtigkeit einen Schuß abgegeben, der dann bei der erregten Menge zu den unsinnigsten und übelsten Folgen führte. Ich kam dabei am schlechtesten weg. Auf die Nachricht von den berichteten Vorfällen begaben wir vier Sekretare der Akademie uns an Ort und Stelle. Im Pförtnerzimmer befanden sich einige uns unbekannt junge Leute nebst einigen Soldaten und Matrosen, offensichtlich zum Schutze des Gebäudes, denn wir mußten uns ihnen als zum Eintritt Berechtigte ausweisen. Mir wurde ein junger Matrose als Begleitmannschaft zum Besuche meines Amtszimmers mitgegeben. Ein seltsames Gefühl hatte ich, der bis dahin zum Betreten dieses Zimmers vor allen Anderen Berechtigte, es nunmehr, nach den Vorgängen einer Nacht, nur mit Erlaubnis bis dahin mir völlig unbekannter junger Leute und in Begleitung eines Bewaffneten, der mir zur Beaufsichtigung gestellt war, besuchen zu dürfen! Ich fand auf dem Arbeitstisch ein Manuskript mit dazu gehörigen, etwa 60 Zeichnungen, mit dessen Durchsicht ich am Tage vorher noch beschäftigt gewesen war, nicht mehr vor. Es war mir von einem holländischen Anatomen zur Veröffentlichung in einem der von mir herausgegebenen Archive übersendet worden; statt dessen fand ich eine geleerte Bierflasche und Zigarettenreste. In der Schublade des Tisches waren alle dort lagernden Papiere, die Bruchstücke und Aufzeichnungen zu einer von mir selbst seit zwei Jahren in Bearbeitung genommenen wissenschaftlichen Untersuchung enthielten, durcheinander gewühlt und sämtliche zu dieser Arbeit gehörigen, vorzüglich ausgeführten Zeichnungen, die einen Wert von mindestens 1000 Mark hatten, verschwunden! Das entwendete Manuskript des holländischen Autors nebst den dazu gehörigen Zeichnungen sowie die zu meiner Arbeit gehörigen Zeichnungen haben sich nicht wieder gefunden, ungeachtet der öffentlichen Aufforderungen unter Zusicherung einer Belohnung, sowie durch sorgfältigste, von mir in Begleitung eines Angestellten der Akademie vorgenommenen Untersuchung des ganzen Gebäudes, womit wohl alles geschah, was in diesem Falle vorgenommen

werden konnte, um wieder in Besitz der verschwundenen Sachen zu kommen. Es fehlte noch in meinem Zimmer ein Sofakissen, und man kann begreifen, daß Jemand, dem es auf die Unterscheidung von Mein und Dein nicht ankam, sich dieses in der Plünderungsnacht angeeignet hatte. Wem von der Qualität der dort Eingedrungenen konnte aber an Zeichnungen über die Entwicklung von Reptilienzähnen, die der Holländer bearbeitet hatte, oder an Zeichnungen von Mikrocephalen-Schädeln und -Gehirnen gelegen sein, die zu meiner Arbeit gehörten? Ich kann mir nur denken, daß Jemand sie aus Neugier, um sie näher zu betrachten, zunächst in Eile aus dem Zimmer entnommen hat und dann, als er an einem anderen Orte, wo er sie in Ruhe betrachtete, fand, daß sie für ihn kein Interesse hatten, sie einfach fortwarf.

Ich fragte noch den mich beaufsichtigenden Matrosen, weshalb man denn das Gebäude der Akademie und der Bibliothek gestürmt habe? „Ja,“ meinte er, „es seien doch Offiziere darin versteckt gewesen, die aus den Fenstern geschossen hätten.“ „Hat man denn,“ fragte ich weiter, „Offiziere oder Soldaten darin gefunden?“ „Nein,“ lautete die Antwort, „aber einen Säbel hat man gefunden.“ Darauf ich: „Nun, der Säbel konnte auch einmal von einem Offizier, deren mehrere die Bibliothek besuchen, um darin zu arbeiten, versehentlich vergessen sein, oder einem der Angestellten, die doch meist beim Militär gedient hätten, gehören.“ Darauf meinte der Mann: „Das sei auch möglich.“ — Ich teile diese Vorkommnisse deshalb ausführlicher mit, weil sie charakteristisch sind für viele Revolutionen. Da gesellt sich zu den anständigeren Elementen der Mob und die unreife, zu allen Zerstörungen leicht geneigte Jugend. Denen, die noch Ordnung halten möchten, gleitet in der ersten Aufregung dann das Heft aus der Hand. Wohl bei keiner bisherigen Revolution, außer der ersten französischen, sind aber so viele Plünderungen, unsinnige Zerstörungen und Morde vorgekommen, wie bei denen der Jahre 1918 und 1919 in Rußland, Österreich-Ungarn und Deutschland. Kein Wunder auch, wenn die Träger dieser Revolutionen damit beginnen, die Gefängnisse zu öffnen und auch die schlimmsten Verbrecher loszulassen. Dieser Vorwurf eines so törichten, ja verbrecherischen Tuns kann unseren Revolutionären nicht erspart werden. Verbrecherisch muß auch das Treiben der Kommunisten und Spartakisten in Deutschland genannt werden. Die Wahlen zur Nationalversammlung waren einwandfrei und in aller

Ordnung vor sich gegangen. Das deutsche Volk hatte in überwiegender Mehrheit sich für die zur Zeit bestehende Regierung und für die Parteien der Demokraten, Mehrheitssozialisten und des Zentrums entschieden; die beiden Extreme, sowohl nach rechts wie nach links, waren in bedeutender Minderheit geblieben. Man durfte auf eine ruhige Weiterentwicklung hoffen. Aber die Spartakisten waren damit nicht zufrieden. Noch lange nachher organisierten sie stets Aufläufe mit Schießereien auf den Straßen und von den Dächern, die manches Opfer forderten. Nun war ja bei der großen Minderheit, in der sie sich tatsächlich befanden, vorauszusehen, daß alle diese Blut fordernden Demonstrationen vergeblich sein würden und man muß doch sagen, wenn eine notorische Minderheit einer überwiegenden Mehrheit ihren Willen durch Blutvergießen und Zerstörungen von Nationalwerten aufzwingen will, so ist das ein Verbrechen. Verbrecherisch nenne ich daher auch die Streiks, die in dieser jetzigen schweren Zeit, wo wir alles daran setzen müssen, unsere Nationalwerte zu erhalten und zu mehren, uns daran in der schwersten Weise hindern.

Ebenso wie ich die Versuche, die von der ordnungsmäßig gewählten Nationalversammlung bestätigte Regierung von links her zu stürzen, verurteile, würde ich auch solche Versuche von rechts her verurteilen.¹ Da der Reichspräsident und sein Ministerium nur auf bestimmte Zeit gewählt wird, so kann ja jede Partei oder Parteiengruppe zu ihrem Rechte auf ordnungsmäßigem Wege kommen, sobald sie die Mehrheit der Wähler für sich hat. Möchte Deutschland und sein Volk bald zur Einsicht kommen, daß hierin der einzige Weg gegeben ist, um unserem Vaterlande wieder aufzuhelfen!

Ich möchte meine letzten Lebenserinnerungen aus der Zeit unseres Weltkrieges und unseres Zusammenbruches nicht schließen, ohne meinen Ansichten über die Ursachen dieses gigantischen Kampfes

¹ Diese Zeilen waren bereits vor dem sogenannten Kapp-Putsche niedergeschrieben; ich stehe heute auf demselben Standpunkte in der unbedingten Verurteilung aller solcher Unternehmungen. Es gibt nur eine Möglichkeit, Deutschland wieder aufzurichten: Völlige Unterwerfung aller unter die jeweilige Regierung, die auf Grund der verfassungsmäßig vollzogenen Volkswahlen zu Stande gekommen ist. Da die Wahlen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholt werden, können ja diejenigen politischen Anschauungen, welche im Volke die Majorität gewinnen, alle ihrer Zeit zu ihrem Rechte kommen.

und unserer Niederlage Ausdruck gegeben zu haben. Ich füge dazu einiges weitere über unsere diplomatische und militärische Führung während des Krieges selbst, sowie über die Ergebnisse des Kampfes, soweit diese sich jetzt schon beurteilen lassen.

Über die letzten Ursachen dieses Krieges habe ich meine Meinung in dem, was ich S. 361 aus meinem Briefe an Frau Selenka mitteilte, bereits angeführt. Es waren die stets wachsende Macht Deutschlands auf der einen Seite und das von Rußland als Lebensaufgabe erfaßte Ziel, den freien Weg zum Mittelmeer durch die Meerengen und durch die Beherrschung der Balkanländer zu gewinnen, zusammen mit dem gleichfalls als Lebensziel von Frankreich erfaßten, nie aus dem Auge gelassenen Verlangen, Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen und die schwere Niederlage von 1870/71 auszuwetzen, auf der anderen Seite. Den Zielen Rußlands und Frankreichs stand als einziger Gegner das mit Österreich-Ungarn verbündete und mit der Türkei befreundete Deutschland entgegen. „Der Weg nach Konstantinopel führt über Berlin“ schrieb ein russischer Politiker. In Frankreich lebte man nicht nur nach dem Recepte Gambettas: „Stets daran denken, aber nicht davon sprechen,“ sondern hielt auch in der Öffentlichkeit mit dem genannten Ziele nicht zurück. Ich bin freilich, wie bereits mitgeteilt, in Frankreich auch gemäßigteren Anschauungen begegnet.

Man empfand nun sowohl in Rußland wie in Frankreich klar, daß mit jedem Jahre, falls die Machtsteigerung Deutschlands zu Wasser und zu Lande weiter fortschreite, es schwieriger sein würde, die gesteckten Ziele zu erreichen. So wuchs naturgemäß die Spannung von Tag zu Tage. Das Bündnis zwischen Frankreich und Rußland wurde geschlossen.

Von Italien war nichts anderes zu erwarten, als daß es, sobald Österreich in einen Krieg verwickelt sein würde, der es in eine schwierige Lage brächte, sofort aus dem Dreibund austreten und Österreich den Krieg erklären würde, wie das ja auch tatsächlich geschehen ist. Hätte Österreich nur mit Serbien Krieg zu führen gehabt, es würde Italien nicht eingefallen sein, Österreich den Krieg zu erklären. Unter keinen Umständen trat Italien auf unsere Seite; es konnte dies auch nicht, sobald England an dem Kriege teilnahm.

Und England? England zeigte wieder seine Meisterschaft in der Diplomatie und blieb mit glänzendstem Erfolge seinem alten, ihm zur

Weltmacht verholten habenden Grundsatz getreu, jede Macht, die ihm zur See gleich zu werden drohte, unter kluger Berechnung der allgemeinen politischen Weltlage, niederzuzwingen. Waren es früher Holland, Spanien und Frankreich, so kam jetzt Deutschland an die Reihe. Wie bei diesen früheren Kriegen hat England es wieder in bewundernswerter Weise verstanden, sich Bundesgenossen zu verschaffen und den richtigen Augenblick zu wählen, um sich mit seiner Kriegserklärung ins Recht zu setzen. Es wartete ab, bis daß der Augenblick des Losschlagens seitens Österreichs-Deutschlands nicht mehr zu vermeiden war und trat dann noch als Vermittler mit seinem Konferenzprojekte auf, dessen Annahme in diesem Augenblick von seiten Österreichs und Deutschlands ausgeschlossen war, denn sie hätte nur dazu gedient, den Aufmarsch der russischen und französischen Truppen gegen unsere Grenzen zu vervollständigen. Ich glaube nicht, daß man Deutschland einen Vorwurf daraus machen kann, daß es, als Rußland und Frankreich ihre Rüstungen auf unsere Vorschläge nicht einstellten, beiden Mächten den Krieg erklärte, dazu war die Lage, in die wir durch den Zweifrontenkrieg kamen, zu ernst. Ich irre sicher nicht in der Annahme, daß England der Ausbruch des Krieges gelegen kam; seine vorherigen Verständigungen mit Rußland und Frankreich beweisen dies. Ich gehe nicht so weit, zu behaupten, daß England den Krieg mit uns gesucht habe und daß es im Unrecht war, uns den Krieg zu erklären, als wir in Belgien einrückten. Ich habe stets unseren Einmarsch in Belgien als einen schweren Fehler beurteilt, ungeachtet der später enthüllten Abmachungen zwischen England und Frankreich mit Belgien für den Fall eines Einmarsches deutscher Heere in Belgien. Nur wäre es von Belgien, wenn es seine Neutralität richtig wahren wollte, zu verlangen gewesen, daß es Deutschland von dem Bestehen solcher Abmachungen Kenntnis gegeben und mit Deutschland gleiche Vereinbarungen für den Fall eines Einmarsches französischer oder englischer Truppen getroffen hätte. England sah durch die Vermehrung unserer Flotte, deren Tüchtigkeit es von vornherein richtig einschätzte, von der es denn auch an der südamerikanischen Küste und bei Skagerrak sowie durch unsere U-Boote genugsam überzeugt wurde, sich stark bedroht und durch Deutschlands steigende Handelskraft und Industrie seinen Weltmarkt beengt. So ist es erklärlich, daß es, statt beim Löschen des drohenden Weltbrandes aufrichtig zu

helfen, wie es das wohl gekonnt hätte, ihn entstehen ließ und die erste Gelegenheit benützte, ihn zu unterhalten, bis die deutschen Scheiter verzehrt waren.

In der geschilderten Gesamtlage der großen europäischen Mächte lag der Grund zum Weltkriege; sie drängte förmlich dazu und wenn der Krieg nicht 1914 zum Ausbruch gekommen wäre, so wäre es doch vielleicht 1915 oder 1916 gewesen. Kommen mußte er einmal, so lange Rußland und Frankreich nicht auf ihre Ziele verzichteten und Deutschland fortfuhr, seinen Handel und seine Industrie sowie seine Marine weiterzuentwickeln.

Hat nun Deutschland oder ein anderer der kriegführenden Staaten, wie sie zu Beginn des Kampfes einander gegenüberstanden, einzig und allein Schuld am Weltkriege? Unsere Gegner suchen die Schuld allein auf Deutschland abzuwälzen. Aus dem vorstehend Angeführten, von dem Nichts geleugnet werden kann, geht aber unzweifelhaft hervor, daß Deutschland allein die Verschuldung des Weltkrieges nicht trifft. Alle zu Anfang des Krieges in den Kampf eingetretenen Mächte trifft ein Verschulden in gleicher Weise; auch Deutschland und Österreich-Ungarn können nicht freigesprochen werden. Österreich-Ungarns Ultimatum an Serbien war zu scharf; ob Deutschland Einfluß haben konnte, es zu mildern, bleibt nach dem bisher bekannt Gewordenen noch zweifelhaft. Aber Deutschland hat noch andere Fehler gemacht. Die offene Teilnahme für Marokko, die mit dem Besuche Kaiser Wilhelms in Tanger etwas theatralisch in Szene gesetzt wurde, der „Panthersprung“ nach Agadir waren Dinge, die besser unterblieben wären. Sie führten nur dazu, Deutschland als den Unruhestifter im Weltkonzert, als den „Hecht im Karpfenteiche“ hinzustellen, wie das Verhalten der Mächte auf der Algeciras-Konferenz klar erwies. Wir hatten da nur Gegner und zweifelhafte Freunde. Gewiß hatten wir wichtige Interessen in Marokko, aber Marokko lag ganz und gar in der Interessensphäre Frankreichs und Spaniens; wir konnten unsere Interessen geltend machen, mußten aber, als wir sahen, daß Frankreich auf unsere Wünsche nicht eingehen wollte, zurücktreten, wie Frankreich es bei der Fashoda-Sache vor England tat. Unglaublich wollte mir die Nachricht erscheinen, und ich kann sie auch heute noch nicht glauben, daß wir Frankreich, um uns seiner Neutralität zu versichern,

angeboten hätten, einige französische Festungen zu besetzen. Was würden wir geantwortet haben, wenn uns von Frankreich zugemutet worden wäre, daß es, um Deutschlands Neutralität zu sichern, Metz und Köln besetzen wolle? Diese beiden Dinge, Marokko und die Frage der Festungsbesetzung sind zwar nicht die direkte Ursache zum Kriege gewesen, sie haben aber jedenfalls die bestehende Spannung bis zum Äußersten vergrößern helfen. Deutschland hat ferner eine direkte Schuld am Ausbruche des Krieges mit England durch den Einmarsch in Belgien. Dieser war und bleibt ein Unrecht. Militärisch brachte er uns zwar Vorteile, völkerrechtlich war er nicht zu rechtfertigen, und in einer Notlage, die ihn hätte rechtfertigen können, befanden wir uns damals nicht. Hatten wir 1870, ohne Belgiens Neutralität zu verletzen und ohne den Besitz von Metz und Straßburg, über Frankreich gesiegt, so konnte das auch 1914 möglich sein, jedenfalls konnten wir mit den verfügbaren Truppen im Westen in der Defensive uns halten, während dieselben Heere, die wir damals gegen Rußland ins Feld führten, uns für den Krieg im Osten frei blieben. Daß wir zuerst den Krieg an Rußland und Frankreich erklärten, war gleichfalls ein Fehler, der besser vermieden worden wäre. Alles dieses gibt Deutschland eine gewisse Schuld am Weltkriege; aber ihm allein die Schuld aufzubürden, ist im höchsten Grade ungerecht. Ich wiederhole: Alle kriegführenden Mächte haben Schuld am Weltkriege und Deutschland wohl die geringste, denn alle anderen Mächte führten den Krieg mit der bestimmten Absicht, etwas an Land- und Machtbesitz zu erlangen oder die Machtmittel Deutschlands einzuschränken, Deutschland allein nahm den Krieg auf, um sich dagegen zu verteidigen. Deutschlands Kriegserklärung trug einen defensiven Charakter; sie wurde ihm aufgenötigt durch seine zentrale Lage, nach allen Seiten von Nationen umgeben, die seine Entwicklung mit mißgünstigem Auge betrachteten und ihm etwas nehmen wollten. Auch Italien kann zu diesen Nationen gerechnet werden, indem es Ansprüche auf Gebiete machte, die für das Wirtschaftsleben Deutschlands ein hohes Interesse hatten: das Gebiet von Triest. Triest in der Hand Österreich-Ungarns hatte für Deutschland eine ungemein wichtige Bedeutung, die es in der Hand Italiens verloren hat. Wenn man die ungemein günstige maritime Lage bedenkt, die alle unsere Gegner — außer Rußland — haben, gegenüber

der Lage Deutschlands, so begreift man, wie schwer der Verlust eines österreichisch-ungarischen Hafens an der Adria auch für Deutschland ist. Es ist vollkommen begreiflich und kann ihm nicht als Schuld am Kriege angerechnet werden, wenn es, von allen Seiten gedrückt, zur Kriegserklärung schritt, als es sah, daß dem Kriege nicht mehr auszuweichen war.

Unsere Gegner vereinigen nun ihre Anklagen auf das damalige Haupt Deutschlands, Kaiser Wilhelm II. Etwas Törichtereres als dieses kann kaum erdacht werden. Wilhelm II. hat sich persönlich vielfach bemüht, mit England, Rußland, Frankreich und Italien gute Beziehungen zu unterhalten. Seine Bemühungen in Österreich-Ungarn und in Rußland beim Zaren Nikolaus II sprechen deutlich genug dafür, daß er, weit entfernt zum Kriege zu treiben, vielmehr alles, was möglich war, aufgeboten hat, um ihn zu verhindern. Seine Proklamation bei der Kriegserklärung sprach es zudem mit voller Klarheit aus, daß er nicht an Eroberung, sondern nur an Erhaltung des Bestandes Deutschlands denke, wie er ihm beim Antritt seiner Regierung zugekommen war. Und das war seine Pflicht! Ebenso unerhört ist die Forderung unserer Feinde auf die Herbeiführung eines richterlichen Urteils über eine Anzahl deutscher Heerführer und dies dazu noch durch einen Gerichtshof, der nur aus Mitgliedern der uns feindlichen Länder zusammengesetzt ist⁽²¹⁾. Aber der Grund aller dieser Dinge: des ständigen, fast lächerlich gewordenen Betonens, daß sie, unsere Gegner, nur für die Sache der Freiheit der Völker und für die Zivilisation kämpften, der Anklage, daß Deutschland und sein Kaiser die alleinige Schuld am Weltkriege hätten und der Forderung, deutsche Heerführer zur Verantwortung zu ziehen, ist sonnenklar: im Bewußtsein, daß die Hauptschuld bei ihnen selbst liegt und daß dereinst das Urteil der Geschichte gegen sie ausfallen wird, wollen sie beizeiten durch einen richterlichen Spruch Deutschlands und seines Kaisers angebliche Schuld feststellen und von sich abnehmen lassen. Es gibt ein französisches Sprichwort, welches hier ausgezeichnet paßt: Qui s'excuse s'accuse!

Man hat uns vorgeworfen, daß wir durch die Angriffe unserer Zeppeline und durch den U-Bootkrieg das völkerrechtlich Zulässige überschritten hätten. Dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt, da unsere Gegner im Luftschiffkriege sich genau so verhalten haben

wie wir. Ich verurteile aber dennoch das Bombardieren offener und selbst befestigter Städte zwecks Abschreckung und Einschüchterung durch Flugzeuge oder weittragende Geschütze, wie wir das letztere mit Paris versucht haben: Der Erfolg ist bisher nur der gewesen, daß eine Anzahl von Zivilpersonen, darunter Frauen und Kinder, getötet wurden, ohne daß dadurch das Mindeste zur Entscheidung des Krieges erreicht wurde; nur der Haß wurde auf beiden Seiten gesteigert. Selbst die Zerstörung von kriegswichtigen Anlagen, wie Brücken, Bahnhöfen und anderen derartigen Bauten in Städten durch Fliegerbomben möchte ich nicht ausnehmen. Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, daß Flieger ihre Bomben mit Sicherheit auf solche, selbst große Ziele abwerfen können, wenn für gute Abwehr gesorgt wird. Köln hat während des Krieges mehrfach unter Luftfeuer gestanden. Die feindlichen Flieger hatten sicher nicht die Absicht, friedliche Einwohner zu töten, wie auch wir nicht, wenn wir London beschossen. In Köln hatten sie es stets auf den Bahnhof oder die Rheinbrücken abgesehen. Es ist ihnen nicht gelungen, diese in nennenswerter Weise zu beschädigen, wohl aber bei einem Angriffe, den ich selbst in Köln miterlebt habe, 33 Menschen, darunter mehrere Frauen und Kinder, zu töten, über 60 mehr oder minder schwer zu verwunden und einige Privathäuser zu beschädigen. So, meine ich, sollte man von dem Luftbombardement auf Ortschaften, das trotz unserer Zeppeline in England keinen entscheidenden Effekt gemacht hat, gänzlich absehen, bis die Luftfahrttechnik sich so weit entwickelt hat, daß man bestimmte Ziele mit Sicherheit erreichen kann.

Am besten aber sähe man nach den furchtbaren Lehren dieses Weltkrieges vom Kriege selbst ab. Wozu mußten Millionen junger kräftiger Menschen auf den Schlachtfeldern getötet werden, wozu ebensoviele zu Krüppeln werden, wozu reiche und fruchtbare Gegenden, wie in Ostpreußen, Rußland, Serbien, Italien, Österreich-Ungarn und Nordfrankreich verwüstet werden, Hunderttausende von Nichtkämpfern in Not und Elend geraten und sterben? War nicht Rußland groß und mächtig genug, auch ohne die Meerengen? Blieb nicht England reich und mächtig auch bei zunehmender Konkurrenz Deutschlands, nicht Frankreich, welches nach dem Kriege 1870/71 einen herrlichen Kolonialbesitz erworben hatte, ohne Elsaß-Lothringen? Nicht Deutschland ohne Erwerbung nordfranzösischer und belgischer Ge-

bietsteile? Der Krieg ist zwar von Deutschland nicht mit diesem Ziele begonnen worden; aber man hat auch seitens der Regierung diesen Erwartungen, die von alldeutschen und industriellen Kreisen in der zugehörigen Presse und in Flugschriften immer wieder gefordert wurden, niemals klar widersprochen, was, meines Erachtens, jedenfalls zu einer Abkürzung des Krieges und zu einem besseren Frieden für uns geführt hätte, wenn es sofort geschehen wäre, als diese Wünsche der genannten Parteien zuerst auftauchten.

Es war das überhaupt eine Schwäche der Stellung Deutschlands während des Krieges, daß es, abgesehen von der ersten Erklärung des Kaisers, die nur einen Verteidigungs-, keinen Eroberungskrieg verkündete, in allen späteren Äußerungen und in dem kaiserlichen Friedensangebote vom Jahre 1916 an der Aufstellung bestimmter Kriegsziele gefehlt hat. Wie oft ist das uns von unseren Gegnern vorgehalten worden, daß wir bei diesen Angeboten nicht sagten, was wir eigentlich wollten! Es steht wohl ohne Zweifel fest, daß an dem Tage unserer Kriegserklärung kein Deutscher, selbst der äußersten alldeutschen Richtung, gedacht hat, daß wir diesen Krieg als einen Eroberungskrieg mit dem Ziele Belgien oder Kurland oder dem Erzbecken von Longwy und Briey führen würden. Sicherlich hat Jeder empfunden, daß wir ihn führen mußten, und zwar bis zum äußersten, um Elsaß-Lothringen, um unsere Kolonien, um unseren Bundesgenossen Österreich-Ungarn, um unsere Wege nach Kleinasien und um die Freiheit der Meere auch für uns. Das verstand man im ganzen deutschen Volke bis zur ärmsten Hütte hinab. Wäre dieses Programm stets von unserer Regierung unverrückt festgehalten und bei jedem Anlaß öffentlich kundgegeben worden, so würde im Heere und in der Heimat der Wille zum Durchhalten und der gute Mut niemals gebrochen worden sein. Man hätte dieses Friedens- oder Kriegsprogramm, wie man es nun nennen will, stets betonen und vor aller Welt bei dem Auftauchen weiterer Gelüste klar verkünden müssen. Als man aber an maßgebender Stelle zu den weitgehenden Forderungen gewisser Kreise schwieg, mußte im Volke wie im Auslande, bei Gegnern wie bei Neutralen, die Meinung Boden fassen, als sei die Regierung im Grunde einverstanden. Und so wurde das Friedensangebot 1916 vielfach als nicht ehrlich gemeint im Auslande angesehen, ebenso wie später die Friedensresolution des Reichstages nur als Zeichen der

Schwäche. Hätte die deutsche Regierung unentwegt ihr bei der Kaiserproklamation aufgestelltes Programm des reinen Verteidigungskrieges festgehalten und bei allen ihren Kundgebungen klar und entschieden betont, dann wären keine Friedensangebote und Reichstagsresolutionen nötig gewesen. Höchstwahrscheinlich wäre es auch nicht zur Revolution gekommen und wir hätten schlimmstenfalls, wenn vielleicht auch mit einigen Opfern, einen besseren Frieden erlangt.

Die Ansichten und Forderungen der alldeutschen Partei und vieler Industrieller, die auch von dem deutschen Heere und von der Marine geteilt wurden, sind aber durchaus erklärlich und verständlich, nach den immer wieder zu verzeichnenden Erfolgen unserer Waffen, worauf schon eingangs dieses Kapitels hingewiesen wurde. Da konnte wohl der Wunsch aufkommen, für die schweren Opfer, die uns der Krieg auferlegt hatte, auch noch eine Entschädigung zu erhalten, die uns gestattet hätte, unsere Macht so weit zu entfalten, daß wir Behinderungen und neuen Angriffen von seiten unserer dermaligen Feinde nicht mehr ausgesetzt worden wären. Solche Sicherungen wünschen selbstverständlich alle kriegführenden Mächte. Man denke an Rom und Karthago, an den Limes romanus, an die Besitzergreifung von Metz im Jahre 1871, die uns eine Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs geben sollte. Im Friedensschlusse des eben beendeten Krieges haben unsere Feinde es verstanden, sich so weit zu sichern, daß für absehbare Zeit Deutschland zur politischen Ohnmacht verurteilt ist. Jetzt kommen andere Mächtekombinationen an die Reihe, aus denen sich, so hoffen wir, auch für uns die Befreiung von der Knechtschaft, in die wir versetzt sind, dereinst ergeben wird. Wir können, wollen und werden dann auch mit unseren Nachbarn in Frieden leben, wenn wir wieder ein freies Volk mit voller Selbstbestimmung geworden sind. Niemand bei Freund und Feind wird einen zweiten Weltkrieg, wie es der letzte war, herbeizuführen bestrebt sein.

Welches waren nun die Ursachen unseres militärischen Versagens in diesem Kriege nach den so vielversprechenden Erfolgen bis fast in die letzte Zeit hinein, und welches waren die Ursachen unseres Zusammenbruches? Man muß meiner Meinung nach diese beiden Punkte trennen.

Militärisch mußten wir unterliegen durch den Eintritt Nordamerikas in den Krieg. Frankreich und England hätten uns, nachdem wir

Rußland und Rumänien erledigt hatten, allein nicht besiegt, denn Österreich-Ungarn konnte Italien im Schach halten und wir hätten unserem Bundesgenossen, wenn Amerika nicht eingetreten wäre, noch Hilfe gewähren können. In den vier Jahren harten Kampfes waren unsere tapferen Heere freilich hart mitgenommen; der Hauptbestand unserer Berufsoffiziere war gefallen oder durch Erkrankungen und Verwundungen ausgeschaltet, unsere Kriegswaffen und Kriegsmaschinen vielfach abgenutzt, immer schwieriger wurde die Beschaffung der Munition; aber das meiste von diesen Verlusten und Schwierigkeiten bestand ebenso bei unseren Gegnern. Da traten die Nordamerikaner mit $1\frac{1}{2}$ Millionen frischer Truppen und einer Fülle von neuen Waffen und Kriegsmaschinen, wie Flugzeugen und Panzerwagen, sowie großen Mengen von Munition auf den Kriegsschauplatz. Jeder Soldat bei uns mußte bald selbst gewahr werden, daß er nicht mehr im Besitze der gleichen Waffen war, wie der neu auftretende Gegner; er mußte sich so fühlen wie ein Kämpfer mit hölzernem Schwert gegen einen solchen mit dem Stahlschwerte. Da hilft die größte persönliche Tapferkeit und die beste Führung nichts. Zu diesem kam nun noch die immer mehr sich steigernde Schwierigkeit der Ernährung auch des Feldheeres. Da zeigte es sich, ein wie großes Machtmittel ein Staat in den Händen hat, der das Meer beherrscht, denn die Hauptschwierigkeit unserer Ernährung wurde durch die englische Blockade geschaffen.

Alles dieses kam zusammen, um uns einen Sieg, wie wir ihn nach unseren anfänglichen Erfolgen erhoffen durften, über unsere verbliebenen Feinde unmöglich zu machen. Immerhin war aber die moralische und physische Widerstandskraft unseres Heeres noch fest genug, um den Krieg von unseren Grenzen fernzuhalten und uns einen besseren Frieden zu sichern, als wir ihn jetzt abschließen mußten. Die uns auferlegten, in der Geschichte beispiellosen schweren Friedensbedingungen sind eine Folge des Zusammenbruches in der Heimat. Die Vorbedingungen dazu liegen weiter zurück. Sie wurzeln in der sich von Jahr zu Jahr steigernden Unzufriedenheit der handarbeitenden, an Zahl die übrige Menschheit weit überragenden Klassen mit ihrer sozialen Lage. Das Deutsche Reich hatte sicherlich viel getan, um diese Lage zu verbessern. Das genügte aber nicht; die Arbeiter wollten kein Gnadenbrot, sondern volle Rechtstitel in poli-

tischer und Erwerbsbeziehung. Während wir im Reiche das allgemeine Wahlrecht besaßen, blieb es uns in Preußen, ungeachtet des Kaiserlichen Versprechens, versagt. Ich habe es stets als einen der größten politischen Fehler der Mehrheitsparteien im preußischen Abgeordnetenhaus und im Herrenhaus, dessen Mitglied ich war, angesehen, daß man zögerte und immer wieder zögerte, das Kaiserwort einzulösen. Als man schließlich unter dem Druck der Kriegslage dazu schritt, war es zu spät, um damit eine versöhnende Wirkung auf die unzufriedenen Massen zu erzielen. Erzwungene Gaben wirken in dieser Beziehung nicht. Nun kam hinzu die immer schwieriger werdende Ernährungsfrage mit der langen Dauer des Krieges. Alles dieses machte die Gemüter der breiten handarbeitenden Volksklassen empfänglich für die revolutionären Ideen, die ihnen reichlich genug von den verschiedensten Seiten als Heilmittel für alles sie Bedrückende vorgeführt wurden. Dazu kam die gewaltige Einwirkung, die unstreitig der Sieg der Revolution in dem großen Rußland auf die Nachbarländer Österreich-Ungarn und Deutschland gehabt hat. Die monarchische Regierungsform hatte nach und nach an Ansehen und Vertrauen verloren. Es ist ja doch nichts Zufälliges, daß in den neu zur Kultur gelangten Weltteilen Amerika und Australien keine Monarchie mehr besteht, denn die englische Herrschaft über den australischen Kontinent und über Kanada kann man keine monarchische nennen. Selbst China hat die Monarchie fallen gelassen. Und ist es nicht bezeichnend genug, daß gerade die großen entschieden monarchischen Staatengebilde Europas in diesem Kriege und durch diesen Krieg zu Grunde gegangen sind und bei ihrer Neuordnung zur republikanischen Regierungsform übergangen?!

Die revolutionären Ideen wurden nun planmäßig sowohl wie auch vielfach unbeabsichtigt von der Heimat in das Heer und in die Marine getragen; einzelne Symptome traten gerade bei der Flotte schon geraume Zeit vor Ausbruch der Revolution hervor. Mir sind von vielen Offizieren und Ärzten zuverlässige Angaben darüber zugegangen, daß in den ihnen bekannten Armeekorps auf die Zuverlässigkeit der Truppen nicht mehr mit Sicherheit gerechnet werden konnte. Die Heimatluft, anstatt das Heer zu stärken, schwächte es ab. Da war es verhängnisvoll und hat uns zu dem Abgrunde geführt, in den Deutschland jetzt versunken ist, daß die Führer der Volksmassen die

Gelegenheit, welche die schwierige Kriegslage bot, benutzten, um ihre Ziele zu erreichen. Vielleicht waren sie der Meinung, uns gerade durch die Revolution einen rascheren und auch besseren Frieden zu verschaffen. Hätte man Ruhe gehalten und wäre die bisherige Regierung mit dem Kaiser an der Spitze bestehen geblieben, dann hätten auch die Armee und die Flotte, so schwer sie auch zu leiden und zu kämpfen hatten, so viel Widerstandskraft bewahrt, um uns einen glimpflichen Frieden zu sichern. Ich glaube in dieser Überzeugung nicht fehl zu gehen. Volle Klärung in diesen ungemein verwickelten und schwierigen Dingen wird erst später kommen.

Noch ein Wort über den Unterseebootkrieg. Diese Kriegführung als völkerrechtswidrig zu bezeichnen, ist verfehlt. Ein feindliches Kriegsschiff oder ein bewaffnetes Handelsschiff durch ein U-Boot zu versenken, verstößt sicherlich nicht gegen die Kriegsregeln und da wir der Schifffahrt der Neutralen eine freie Zone ließen, so war für sie noch ungefährdete Bewegungsfreiheit genug. Auch würde sich ohne allen Zweifel jeder unserer Feinde derselben submarinen Waffe bedient haben, wenn er in die gleiche Lage gebracht worden wäre, wie Deutschland. Leider hat uns aber der U-Bootkrieg mehr geschadet als genützt. Wir hatten, als wir den rücksichtslosen U-Bootkrieg erklärten, viel zu wenig U-Boote; die doppelte Zahl hätten wir haben müssen, um England wirkungsvoll einzukreisen. Wir verloren aber stets ungefähr so viel dieser Boote, wie wir neu herstellen konnten und so blieb dieser Grundfehler bestehen. Als bald lernte man auch der U-Bootgefahr zu begegnen. Darin, wo die U-Boote am wirksamsten gewesen wären, in der Hinderung des Transportes von Truppen und Kriegsmaterial aus Amerika, wie wir sie wohl Alle erwarteten, haben sie fast gänzlich versagt. Und wenn man ein Truppentransportschiff so sichern kann, daß ihm ein U-Boot aus dem Wege gehen muß, dann kann man auch ein Lebensmittelschiff in derselben Weise sichern. Unsere Marine- und Heeresleitung haben durch ihre Zuversicht und, man muß sagen, unzulängliche Abschätzung der enormen Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas uns auf einen falschen Weg geführt. Mir ist von glaubwürdiger Seite berichtet worden, daß einer unserer Admirale, als man ihm von der Gefahr, die uns von den U. S. A. drohe, — dem Sinne nach, für den Wortlaut kann ich nicht einstehen — gesagt haben sollte: „Mögen sie

nur kommen, das ist etwas für unsere U-Boote!“ Nun, sie sind gekommen, in einer Zahl und in so verhältnismäßig kurzer Zeit, wie es wohl keiner von uns Allen für möglich gehalten hat — gestehen wir es nur offen ein — und unsere U-Boote haben sie nicht daran hindern können.

Eine weitverbreitete Meinung ist, daß die Erklärung des uneingeschränkten U-Bootkrieges die Veranlassung zur Kriegserklärung Nordamerikas gegen uns gewesen sei. Darüber habe ich mir keine feste Ansicht bilden können. Es wird die Zeit kommen, da dieses und andere noch unbekannte Dinge aufgehellert werden. Ich glaube indessen, daß Deutschland bei diesen Aufklärungen nichts zu befürchten hat. Daß uns die Volksstimmung und die Politik in den Vereinigten Staaten von Anfang des Krieges an nicht günstig, ja im Gegenteil ungünstig war, steht fest. Wir haben es allerdings auch im Verlaufe des Krieges an Unvorsichtigkeiten, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, seitens unserer Diplomaten nicht fehlen lassen. Ich erinnere nur an das Angebot eines Bündnisses mit Mexiko und Japan und an den drastischen Ausspruch des Grafen Luxburg in Argentinien, die beide von der nordamerikanischen Durchgangsstelle aufgefangen wurden, wie man sich leicht hätte vorhersagen können.

Das traurige, ja furchtbare Endergebnis des Krieges für Deutschland steht fest. Es bedurfte des Zusammenwirkens fast der ganzen Welt und, halten wir das fest, auch unserer eigenen inneren Zerrissenheit, um uns niederzuzwingen. Niemand unserer ursprünglichen Gegner, weder Frankreich noch England, kann sich des Sieges über uns rühmen. Auch Nordamerika nicht. Erst ihren vereinten Anstrengungen ist es nach mehr als vierjährigem Ringen gelungen, ein durch Hunger und Entbehrungen ermattetes, der gleichen Kampfmittel bares Volk zum Niederlegen der abgestumpften Waffen zu zwingen. Ein Sieg unserer Feinde war es nicht, so sehr auch ihre Presse vor einem solchen spricht. Wenn unsere Gegner über den erreichten Erfolg nachdenken, recht freuen können sie sich darüber nicht in dem Bewußtsein, daß sie um den Beistand der ganzen Welt werben mußten, um ihr Ziel zu erreichen. Fast 900 Millionen gegen 150 Millionen, wobei China und Brasilien, weil sie für den Entscheid des Krieges nicht in Betracht kommen, nicht mitgerechnet sind! Das, was unser deutsches

Volk in diesen Kriegsjahren geleistet und ertragen hat, gereicht ihm zu hohem Ruhm. Stolz können wir auf unsere gesunkenen Fahnen schauen: dies bleibt unser Trost in unserem Elend und unsere Hoffnung für die Zukunft!

XIV. Kapitel.

Das Bild Deutschlands vor und nach dem Weltkriege.

Als treuer Chronist, der gern ein klares Bild des Lebens und Treibens seiner Zeit geben möchte, kann ich mir die schmerzliche Aufgabe nicht ersparen, den Zustand Deutschlands, wie er sich bald nach dem Kriege und nach der politischen Umwälzung darstellte, zu schildern und mit dem Eindruck, den man von unserem Vaterlande vor dem Kriege bekam, zu vergleichen.

Vor dem Kriege boten alle deutschen Städte, besonders Berlin, ein Bild größter Ordnung und Sauberkeit. Vielfach habe ich dies von Ausländern bestätigen gehört. Ich selbst konnte ja viele Vergleiche anstellen, da ich in Amerika New York, Philadelphia, St. Louis Mo., Boston, Baltimore und Mexiko, in England London, Glasgow, Edinburgh, Oxford, Cambridge, Aberdeen und Dublin, in Frankreich Nancy, Paris, Lyon, Dijon, Bordeaux und Marseille, in Holland und Belgien Amsterdam, Leiden, Utrecht, Haarlem, s'Gravenhage, Lüttich, Löwen, Antwerpen und Brüssel, auf der Pyrenäischen Halbinsel Barcelona, Burgos, San Sebastian, Zaragoza, Madrid, Granada, Sevilla, Cadix und Lissabon, in Italien Venedig, Mailand, Turin, Bologna, Florenz, Rom, Palermo und Neapel, in den Skandinavischen Reichen Kopenhagen, Kristiania und Stockholm, in Rußland St. Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa, in Rumänien Jassy und Bukarest, in Österreich Wien, Prag, Graz, Krakau und Innsbruck, in Ungarn Preßburg und Budapest, in der Türkei und Ägypten Konstantinopel, Brussa, Smyrna und Kairo, in Afrika noch Tunis und in Griechenland Athen kennen gelernt hatte. Ich habe hier nur die Hauptorte genannt. Diese Vergleiche ließen klar erkennen, daß Deutschland in seinen Städtebildern, was Ordnung und Sauberkeit anlangte, in der vordersten Reihe stand. Straßenbilder, wie ich sie namentlich in London, Edinburgh und besonders in Dublin gesehen habe, waren in Deutschland nicht zu finden.